

Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 24

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

10. Fortsetzung.

19. Kapitel.

Hollbruch hatte, nachdem Dieten aus dem Zimmer des Gasthofs „Zum Bären“ gegangen war, vierundzwanzig Stunden lang sein Lebensgefühl verloren. Er wanderte durch die Straßen der schönen Stadt Zürich, aber er wußte nicht, was er hier zu suchen hatte. Er saß im Wirtshaus Kropf zwischen den kleinen Leuten, bestellte derbe Gerichte und trank Münchner Bier, aber er hätte nicht erklären können, warum er hier saß. Er stand, mit dem Rasierapparat in der Hand, eine halbe Stunde lang vor dem Bild „Die Schlacht bei Sempach“ und bemühte sich, zu verstehen, was hier dargestellt wurde. Er erinnerte sich, daß es eine wundervolle Frau gab, die Dieten hieß, aber warum ihn Dieten aufgegeben hatte, wurde nicht recht klar. Erst nachts im Traum kam die Erklärung. Quälende Visionen zeigten ihm Dieten in den Armen Keridans. Er fuhr mit einem Schrei aus dem Schlaf und starrte entsetzt das Zimmer an, das irgendwo in der Hölle zu liegen schien. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich zurechtgefunden hatte, wo er war, aber dann begriff er, daß Dieten ihn verlassen hatte und warum er so sinnlos und so allein in dieser Stadt lebte.

Er stand auf, öffnete den Fensterladen und starrte die morgendlich stille Gasse an. Die Sonne kam hoch und beschien die Giebel der gegenüberliegenden alten Häuser. Ein Radfahrer fuhr pfeifend durch die Gasse, die mit einemmal erwachte. Menschen traten vor die Tür und betrachteten aufmerksam den Himmel, die kleinen Geschäfte wurden geöffnet, die Ladenklingeln himmelten, die Bäckerjungen begannen zu laufen.

Niemals zuvor in seinem Leben hatte sich Hollbruch so elend gefühlt wie an diesem Morgen, aber nachdem er den ganzen Umfang seines Unglücks mit klaren Augen abgegrenzt hatte, ergab er sich mit stumpfem Trost in sein Schicksal. Man konnte keine Frau zur Liebe zwingen. Wenn Dieten den widerlich schönen Burschen Keridan ihm vorzog, war nichts dagegen zu unternehmen. Er kam allerdings nicht auf den Gedanken, daß Dieten bei ihm geblieben wäre, wenn er das Geld zurückgegeben hätte. Er haßte Keridan so sehr, daß er nicht mehr richtig denken konnte.

Hollbruch sah ein, daß er sein Leben neu einrichten mußte, nur war mit dieser Erkenntnis nicht viel gewonnen, denn es blieb vorläufig ganz unklar, welcher Art diese Neueinrichtung sein sollte. Alles erschien zwecklos, unnötig und leer, wenn Dieten nicht da war.

Während er zerquält und gereizt beim Frühstück saß, kam ein Bankdiener und überbrachte ihm einen Brief, in dem Herr Adolf Degenmann, so hieß der freundliche Bankvorsteher, ihn ersuchte, im Lauf des Vormittags zu ihm zu kommen. Hollbruch las den Brief mit Unbehagen und Mißtrauen, denn daß diese Einladung kaum etwas Gutes bedeutete, war un schwer zu erraten. Erst in diesem Augenblick kam ihm wieder zum Bewußtsein, daß er ein reicher Mann war, der auf den Rat eines wildfremden Menschen Aktien gekauft hatte, die vielleicht gefährdet waren. Die plötzlich erwachte Sorge um seinen Besitz wurde so groß, daß sie alles andere glatt auslöschte.

Er ließ sein Frühstück im Stich und begab sich eilig nach der Bank. Der Gedanke, daß er infolge seines unüberlegten Kaufs vielleicht einen Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, war kaum zu ertragen. Aber als er das Büro betrat und das Gesicht des Bankvorstehers erblickte, das ihm zulächelte, war er sofort beruhigt. Es konnte nichts Schlimmes geschehen sein.

„Ich gratuliere, Herr Baron“, rief ihm Herr Degenmann zu und schüttelte herzlich seine Hand.

„Schönen Dank, Herr Vorsteher, obwohl ich nicht weiß, wozu Sie mir gratulieren.“

„Ja, lesen Sie keine Zeitungen?“

„Ich bin gestern und heute nicht dazu gekommen.“

„Sie wissen also nichts von der stürmischen Hauffe der Jackson-Schäuffelin-Aktien?“

Hollbruch spürte ein nie geahntes Glücksgefühl, das sein Herz schwach werden ließ.

„Ich weiß von nichts“, antwortete er mit einer heiseren Stimme.

„Dann wird es Sie freuen, zu hören, daß der letzte Kurs der Jackson-Schäuffelin 155 ist.“

„Das ist großartig“, stammelte Hollbruch ganz betäubt und setzte sich nieder. „Wie ist das möglich?“

„Das kann ich Ihnen nicht erklären, Herr Baron, denn ich begreife es selber nicht. Eine solche Kurssteigerung in der heutigen Zeit ist kaum zu verstehen. Als ich gestern zur Börse kam, um Ihren Auftrag auszuführen, war schon lebhaft Nachfrage nach Jackson-Schäuffelin. Der letzte Kurs von 110 war längst überschritten.“

„Sie haben doch gekauft?“ fragte Hollbruch angstvoll.

Herr Degenmann nickte mit großer Genugtuung.

„Selbstverständlich. Ich habe noch zu 115 kaufen können.“

Hollbruchs Gehirn begann automatisch zu berechnen, wie groß der Gewinn war.

„Die späteren Käufer mußten mehr bezahlen, das ist klar. Die ganze Börse war plötzlich verrückt geworden. Alle Welt wollte Jackson-Schäuffelin haben, aber kein Mensch konnte sagen, warum er eigentlich hinter Jackson-Schäuffelin her war. Ich habe etwas Ähnliches in Zürich noch nicht erlebt. Die ersten Kauforders, die bei Eröffnung der Börse vorlagen, beliefen sich, zusammen mit Ihrem Auftrag, auf 700 000 Franken. Die Käufer waren nicht zu eruiieren, denn die Bankiers verrieten natürlich nichts. Auch Herr Schäuffelin, mit dem ich mich später unterhalten habe, konnte sich nicht erklären, wer plötzlich so großes Interesse an seinem Unternehmen hatte.“

Hollbruch lächelte trübsalig vor sich hin.

„Bei Börsenschluß waren für zwei Millionen Franken Jackson-Schäuffelin-Aktien umgekehrt worden. Es ist und bleibt für mich ein Rätsel.“ Ein jäher Argwohn erwachte in dem Bankvorsteher. „Sagen Sie, Herr Baron, haben Sie vielleicht meinen Tip weitergegeben?“

„Ich habe mit keinem Menschen eine Silbe darüber gesprochen, Herr Vorsteher.“

„Ich glaube Ihnen, Herr Baron. Das Merkwürdige ist, daß der neue Auftrag der Bundesbahnen noch gar nicht bekanntgegeben worden ist.“ Er schüttelte die Gedanken von sich ab. „Aber warum sollen wir uns darüber die Köpfe zerbrechen? Ich freue mich aufrichtig, daß Ihnen mein Rat Glück gebracht hat.“

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Vorsteher.“

„Da ist nichts zu danken, Herr Baron. Das war Ihre Chance. Die Sache hätte auch schief ausgehen können.“

„Glauben Sie, daß die Aktien noch weiter steigen werden?“

„Ich nehme bestimmt an, daß sie morgen noch einige Punkte gewinnen werden, denn, wie ich höre, soll heute in den Abendblättern der Auftrag der Bundesbahnen publiziert werden.“ Er machte eine kleine Pause. „Und jetzt will ich Ihnen noch einen zweiten Rat geben, Herr Baron.“ Hollbruch sah ihn gespannt an. „Verkaufen Sie, und zwar morgen, wenn die Aktie voraussichtlich noch steigt. Man muß während einer Hauffe verkaufen und nicht während einer Baiffe.“

„Ich werde Ihren Rat dankbar befolgen, Herr Vorsteher“, erwiderte Hollbruch, der seinen Gewinn sicherstellen wollte. „Verkaufen Sie, bitte, morgen die Aktien zum besten Kurs.“

Den Ausdruck „zum besten Kurs“ hatte er vom letztenmal her im Gedächtnis behalten.

Herr Degenmann nickte beifällig.

„Sehr vernünftig, Herr Baron. Sie sind ein Klient, an dem man Freude hat. Was soll mit dem Geld geschehen?“

„Eröffnen Sie mir ein Scheckkonto, Herr Vorsteher, und legen Sie das Geld auf mein Konto.“

„Ausgezeichnet, Herr Baron.“

Herr Degenmann ließ sich die erforderlichen Unterschriften geben und überreichte Hollbruch ein Scheckheft.

„Nochmals meinen herzlichsten Dank, Herr Vorsteher“, sagte Hollbruch und verließ das Büro, um die andern Bankhäuser aufzusuchen. Er erkundigte sich zuerst nach den Kursen, zu denen die Banken für ihn Jackson-Schäuffelin-Aktien gekauft hatten, und erfuhr, daß seine Kurse nicht unter 112 und nicht über 121 gegangen waren, Mitteilungen, die ihn außerordentlich befriedigten. Er gab allen Banken Verkaufsaufträge für den nächsten Tag und ließ das Geld auf Scheckkonto legen.

Als Hollbruch nachmittags wieder sein Zimmer betrat, setzte er sich zum Tisch, nahm einen Bogen Papier und fing an auszurechnen, wie viel er bei dem Geschäft mit Jackson-Schäuffelin verdient hatte. Es war ein Wohlgefühl ersten Ranges, Gewinne zu berechnen. Auch wenn beim Verkauf der Kurs von 155 nicht erzielt werden konnte, ergab sich ein Reingewinn von weit über 200 000 Franken, eine freundliche Summe, die das Herz erwärmte. Hollbruch rechnete spielerisch weiter und entdeckte, daß er jetzt über eine Million Schweizerfranken besaß. Er zerriß das vollgeschriebene Papier, zündete sich eine der edlen Zigaretten an, die er gekauft hatte, und blickte mit großem Behagen durch das geöffnete Fenster in die Luft. Es war schönes mildes Wetter, der Himmel sah grün aus, die ersten Schwalben schossen durch die Gasse.

Beim Fenster des gegenüberliegenden Hauses sah das junge Mädchen mit dem schönen ersten Gesicht über eine Näharbeit gebeugt. Hollbruch betrachtete das Mädchen so neugierig und aufmerksam, als sähe er zum erstenmal ein weibliches Wesen. Er bewunderte den weißen Hals, die sanfte Rundung der Wangen und den dicklippigen jungen Mund, den zu küssen sehr angenehm sein mußte. Er geriet ins Träumen und stellte sich vor, daß er das unbekannte junge Mädchen zum Abendbrot einladen würde. Nachher könnte man ein Kino besuchen oder eine Bar und zum Schluß würde das junge Mädchen zu ihm kommen. Es wäre wunderbar, nicht mehr allein sein zu müssen. Wenn er das junge Mädchen davon überzeugen könnte, daß es nichts von ihm zu befürchten habe, würde es bestimmt zu ihm kommen. Noch einfacher wäre es natürlich, dem Mädchen hundert oder tausend Franken zu schenken. Aber dieser Gedanke war so beschämend, daß er Hollbruch aus seinen Träumereien riß. War er schon so weit, daß es ihm selbstverständlich erschien, Menschen zu kaufen? Und was bekam man für Geld? Man konnte einen Körper kaufen, aber keine Liebe.

Hollbruch blickte das ahnungslose junge Mädchen voll Zorn an, weil es ihn zu geistigen Ausschweifungen verführt hatte, und schloß das Fenster. Dann versperrte er die Scheckbücher in seinen Koffer, nahm Hut und Mantel und verließ eilig das Zimmer, dessen Einsamkeit ihn bedrückte.

Er ging ziellos zum See, kaufte ein Abendblatt und sah nach den Börsenkursen. Jackson-Schäuffelin schlossen mit 157. Auch die Nachricht von dem Auftrag der Bundesbahnen stand in der Zeitung. Es war alles in bester Ordnung.

War wirklich alles in bester Ordnung?

Er lehnte die Frage ab, setzte sich auf eine Bank und blickte ins Wasser, das im Glanz der Abendsonne rot schimmerte. Später betrachtete er seinen Hut, den er abgenommen hatte, und stellte fest, daß der Hut weß und müde aussah. Man mühte sich einen neuen Hut anzuschaffen, aber Hüte zu kaufen, war sehr anstrengend. Außerdem hatte es ein reicher Mann nicht notwendig, einen tadellosen Hut auf dem Kopf zu haben. Wem sein alter Hut nicht gefiel, der brauchte ihm nichts zu leihen.

Dann fiel sein Blick auf seine Schuhe, die einen kleinen Riß im Oberleder hatten. Ueberdies waren die Sohlen durchgelaufen und die Absätze schiefe getreten. Hollbruch stand sofort entschlossen auf, ging nach der Bahnhofstraße zurück und betrat einen Laden, um sich Schuhe zu kaufen. Er hatte keine besonderen Wünsche und wählte nicht lange aus, sondern nahm das erste Paar, das ihm paßte.

Als er aus dem Schuhladen auf die Straße kam, erblickte er einen langen niedrigen Wagen, der vor dem Haus stand. Es war ein italienisches Auto, das das Heimatzeichen Mailand trug und in seinem ganzen Bau Schnelligkeit verriet. Hollbruch bewunderte den Wagen und wurde von einer fast schmerzenden Gier, ein Auto genau der gleichen Art zu besitzen, jäh überfallen. Er hätte nicht einen Augenblick gezögert, diesen Wagen auf der Stelle zu kaufen, gleichviel was er kostete. Ein junger Mann kam mit einer sehr hübschen Dame aus dem Haus, sperrte den Wagen auf, half seiner Begleiterin beim Einsteigen und fuhr davon. Hollbruch beneidete den jungen Mann sowohl um den Wagen als auch um die junge Dame und ging verstimmt weiter, obwohl er sich sagte, daß ihm seine Scheckbücher ohne weiteres erlaubten, in einem ganz gleichen Wagen davonzufahren. Nur die passende Gefährtin war wahrscheinlich schwer zu finden, denn Dieten, jetzt mußte Hollbruch wieder an seine Frau denken, ließ sich nicht leicht ersetzen. Das heiße Glücksgefühl, das ihn viele Stunden lang überflutet hatte, war mit einemmal erloschen.

Er betrachtete im Weitergehen aufmerksam die Frauen, denen er begegnete, aber keine ließ sich mit Dieten vergleichen. Die Sinnlosigkeit dieser Vergleiche kam ihm erst zum Bewußtsein, als er sich daran erinnerte, daß Dieten, die einen Menschen wie Keridan liebte, für ihn verloren war. Auf diesem Abendspaziergang beschloß Hollbruch, am nächsten Tag Zürich zu verlassen, wo ihn nichts mehr zurückhielt. Er wollte nur die Verkaufskurse seiner Aktien abwarten, um den genauen Stand seines Vermögens zu wissen, dann konnte er reisen, wohin ihn die Sehnsucht trieb.

Diese Feststellung befriedigte ihn so sehr, daß er leichten Herzens sein Stammlokal aufsuchte und ein bescheidenes Abendbrot verzehrte. Er saß übermäßig lange in der von Rauch und Speisendunst erfüllten Wirtschaft und machte Reisepläne, die immer wieder im Sand verliefen. Es gab eigentlich keine Stadt und keine Landschaft, die ihn anzog. Einen Mann, der plötzlich allein in der Welt stand, lockte die Ferne nicht. Der Anfang eines Gedichtes fiel ihm ein: „Wer in die Fremde will wandern, muß mit der Liebsten gehen“, eine sentimentale Lebensauffassung, die ihn sehr ärgerte. Aus Trotz gegen Dieten beschloß er, nach Lugano oder Mailand zu reisen.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, verließ er das Bierhaus und ging bedächtig zu seinem Gasthof zurück. Vor dem Tor des dem „Bären“ gegenüberliegenden Hauses stand ein Liebespaar und küßte sich. In dem weiblichen Teil des Paares erkannte Hollbruch das schöne junge Mädchen, das tagsüber so ernst über die Näharbeit gebeugt war, und verspürte lächerliche Eifersuchtsgedanken. Es war gerade so, als ob ihn das junge Mädchen betrogen hätte.

Er betrat sehr übellaulig den Gasthof, wickelte sich in ein Gespräch mit der Wirtin aus und ging nach seinem Zimmer, das nachts in eine noch tiefere Einsamkeit versunken zu sein schien als am hellen Nachmittag. Er zündete eine Zigarette an und begann sich auszuleiden, aber sein Haß gegen das tote Zimmer wurde immer größer. In dieser Stunde zorniger Verzweiflung fiel Hollbruch Eva Bräke ein, deren Existenz er während der beiden letzten Tage vollkommen vergessen hatte.

War Eva Bräke nicht ein schönes junges Mädchen? Hatte er sie nicht im Arm gehalten und ihren durstigen Mund geküßt? Bei der Erinnerung an ihre verschleierte Augen wurde sein Blut heiß. War Eva Bräke nicht ein begehrenswertes Mädchen, das ihn liebte und sonst niemanden auf der Welt?

Hollbruch zog sich eilig wieder an, stürzte aus dem Gasthof und lief zum Haupttelegraphenamt.

Ohne weiter zu überlegen, telegraphierte er nur zwei Worte: „Komm! Peter.“

20. Kapitel.

Als Keridan die Halle des Münchener Hotels betrat, erblickte er sofort Mira, die in einer Ecke saß. Er schritt eilig auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen.

„Guten Abend, Mira.“

Sie lächelte ihm zu.

„Guten Abend, Ali.“

„Bist du schon lange da, Mira?“

„Ungefähr eine Stunde.“

„Bist du mit dem Wagen gekommen?“

„Ja; nimm ein Zimmer, Ali. Dann wollen wir hinaufgehen. Hier kann man nicht sprechen.“

Keridan ging zum Büro, bestellte ein Zimmer und füllte den Meldeschein aus. Mira war nachgekommen und betrachtete ihren Bruder, während er schrieb. Dann fuhren sie zu dem Appartement hinauf, das Mira gemietet hatte.

„Willst du Kaffee oder Tee trinken?“ fragte Mira, während sie ihr Pelzjäckchen ablegte.

„Danke, jetzt nichts.“

Sie öffnete die Tür ihres Schlafzimmers, warf einen Blick hinein, schloß die Tür wieder, kam zurück und setzte sich. Keridan hatte sich eine Zigarette angezündet und sah erwartungsvoll seine Schwester an.

„Hör' mal, Ali, du mußt das Geld zurückgeben.“

Keridan sprang auf, machte eine Bewegung, als wollte er das Zimmer verlassen, besann sich, kehrte zurück und nahm wieder Platz.

„Das sagst du?“ rief er bleich vor Zorn.

„Ja, das sage ich. Du mußt unbedingt das Geld zurückgeben. Da hilft dir nichts.“

„Du glaubst mir also nicht?“

„Du kannst wirklich nicht von mir verlangen, daß ich eine so primitive Geschichte glauben soll. Wenn ich aufrichtig sein darf, so muß ich sagen, daß du mich schwer enttäuscht hast. Ist dir nichts Besseres eingefallen als das Märchen von dem ungetreuen Baron Hollbruch oder wie der Junge heißt?“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Zerlegungsfstoffe.

Im Welschland hat sich der Widerstand gegen das eidgenössische Strafgesetz mit einer Heftigkeit geregt, die vermuten läßt, mehr als ein Kanton werde am kommenden Abstimmungs Sonntag verwerfen und die Reinsager aus andern Gegenden der Schweiz so sehr verstärken, daß mit einem hohen Prozentsatz von Ablehnenden im ganzen Lande gerechnet werden muß. Seit sich die Katholisch-Konservativen an einem Parteitag gegen das Gesetz gewendet, steht auch die ganze Innerschweiz in Frage. Diese alten Föderalisten kann man am Ende verstehen. Sie glauben, in den Strafbestimmungen fänden gewisse weltanschauliche Ansichten ihren Niederschlag, und es sei nicht möglich, protestantisch-liberale und katholisch-strenge Meinungen unter einen Hut zu bringen, ohne daß dabei überlieferte Grundsätze in einen Lager verlegt würden.

Was aber die Welschen veranlaßt, zu frondieren, das ist der Widerstand gegen Bern schlechthin. Man überlege sich doch: Das einheitliche Strafgesetz bringt nicht etwa eidgenössische Gerichte, beschneidet keinen Kanton in seinen Rechten, die Richter nach seinem eigenen Modus zu bestellen, legt nur fest, daß für Straftaten einheitliche Strafbestimmungen angewendet werden sollen. Eigentlich nichts anderes als etwa eine internationale Konvention über gemeinsame Posttagen, prinzipiell wenigstens. Uns ist nie eingefallen, zu behaupten, der Weltpostverein beschränke unsere Souveränität. Ein eidgenössisches Strafgesetz stellt wirklich nichts anderes dar als die Konvention der Kantone, sich in Strafsachen auf einheitliche Normen zu einigen. Wer da trotzdem insistiert, übertreibt den Kantönlicheit. Fast möchte man sagen, die Angst um die Souveränität der Kantone sei in diesem Falle pathologisch.

Zerlegungsfstoffe anderer Art wirken in unserm Volkskörper noch bedenklicher als dieser falsch verstandene Föderalismus.

Man denkt da an den Berner Waffenschmuggelprozeß, an den Versuch der Angeklagten, ihre Lieferungen als für die französischen Cagoulards bestimmt zu bezeichnen; gelänge ihnen dies, wären sie straffrei... denn nur Lieferungen nach Spanien sind strafbar! Wo bleibt das generelle eidgenössische Verbot des „freien Waffenhandels“? Diese Art „Freiheit“ wirkt um ein Vielfaches zersetzender als föderalistische Kirchturnspolitik.

Oder: Den Katholiken wird von links vorgeworfen, in den geistlichen, namentlich den geistlichen Lehrkreisen, steckten bedenklich viele Landesfremde! Die geistige Beeinflussung ganzer Volksschichten durch diese Leute laufe unserer moralischen Landesverteidigung straks zuwider. Frage: Würde man auf der angegriffenen Seite nicht besser tun, eine „Bestandesaufnahme“ vorzulegen, statt sofort einen Angriff auf die Kirche zu wittern? Auch die Freiheit, jeder geistigen Strömung freien Durchgang zu gewähren, kann gefährlich sein. Das gilt bestimmt nicht nur für den Fall „Rommunismus“.

Eingeschlafene Gespräche.

Die französisch-italienische Unterhaltung ist seit der Genueser-Rede Mussolinis eingeschlafen. Der Duce stellte fest, er wünsche Francos Sieg, Frankreich aber seine Niederlage... fast will uns scheinen, dieser Spruch habe die Wahrheit so deutlich gezeichnet, daß man daraufhin in Paris auf weitere Versuche verzichtete.

Auch die britisch-deutschen Verhandlungen, die wenigstens inoffiziell begonnen hatten, sind verfannt. Statt dessen beschuldigt die deutsche Presse den britischen Geheimdienst, also die Spionage, die deutschen Truppenbewegungen gegenüber der Tschechei ausgespäht und vorzeitig verraten zu haben. Man fühlt sich in Berlin unliebsam beobachtet und ist wütend. Sehr verständlich! Aber für die Wahrung des Friedens vielleicht gut.

Es fragt sich nun, was weiter geschehen wird. Nimmt niemand die Unterhandlungen wieder auf, dann fällt auch das schon als fix betrachtete britisch-italienische Abkommen ins Wasser. Beruht es doch auf der Annahme, daß der spanische Konflikt demnächst beendet und die italienischen Truppen heimgeschafft würden. Vorher ist England zu nichts verpflichtet. Der Krieg in Spanien aber kann nicht so rasch, wie Mussolini es wünscht, beendet werden, solange die Franzosen Barcelona nicht völlig preisgeben. Und sie geben es nicht preis, solange die Regierungstruppen Widerstand leisten. Nur ein Rechts-Umsturz in Frankreich selbst könnte diese Einstellung ändern.

Oder dagegen ein Umsturz in Franco-Spanien, der die ganze italienische Rechnung mit einem Strich vernichten würde. Es scheint, daß allerlei Unstimmigkeiten in den faszistischen Provinzen vorkommen. Schon vor einiger Zeit las man, der berühmte General Yague, der seinerzeit Toledo entsetzt, dann vor Madrid, vor Oviedo und noch zuletzt an der Aragonfront Beweise seiner militärischen Fähigkeiten abgelegt, sei wegen einer anti-italienischen Rede verhaftet, vielleicht sogar füsiliert worden. Danach hätten im Gefängnis von San Cristobal zu Pamplona einige hundert gefangene Bhalangisten gemeutert, mit Hilfe der Bevölkerung die Wächter getötet und bewaffnet den Weg in die Berge genommen. Heute heißt es, ganz Andalusien sei in Erregung, vielleicht sogar im Aufruhr, die Grenze gegen Gribaltar werde abgesperrt, Queipo de Llano wende sich gegen Franco, Meutereien erhoben sich in Sevilla, vornehme Spanier verließen das Land usw. Vorläufig sind das Gerüchte, aber die Möglichkeiten sind unheimlich gewachsen. Spanien ist Spanien, und der Uebermut der fremden Truppen könnte gefährliche Ueberraschungen zeitigen.

Vielleicht mocht Franco, daß die Zeit ihn zu raschen Erfolgen drängen möchte, und vielleicht ist das der Grund, warum er die deutschen und italienischen Flieger zu den unerhört grausamen Bombardementen gegen die verschieden-